stiftergesindel! Der Alte sitzt; die Mutter bettelt oder stiehlt — und vertrinkt alles!"

Der junge Baron hatte aus dem Trotz des Burschen wohl die Verzweiflung herausgehört. Er wandte sich erschüttert ab und dachte: Der Unglückselige! Er ist noch unglücklicher als ich! Laut aber sprach er: „Lassen Sie ihn los, Friedrich! Aber verschließen Sie die Türen. Ich will mit ihm reden!"

Der junge Wichert, von den klammernden Fäusten frei, starrte ganz verwirrt auf den Baron. Der ist auch unglücklich? dachte er.

„Komm' er nur ganz nahe heran!" sprach jener indessen. „Ich kann dir ja nichts tun, du siehst, ich bin ein armer Krüppel!"

„Ein armer — Krüppel —" stammelte der Bursche, starr auf den Vornehmen blickend. Dann schrie er heraus: „Nein — nicht arm! Sie haben Geld — und eine feine Wohnung — und keinen Brandstifter zum Vater. Und die Mutter ist keine Trinkerin. Und einen hellen Christbaum haben Sie und können sich vergnügte Weihnacht machen. Brauchen sich nicht heimlich in fremde Häuser zu schleichen und seh'n, wo Sie was nehmen können, was andere nicht gebrauchen —"

Der junge Baron sah ihn ernst an und sagte langsam: „Nein, ich habe gute, liebevolle Eltern, ein trauliches Heim und Mittel genug, auch andere zu erfreuen und Bedürftigen zu helfen. Das wiegt gewiß viel auf von dem, was ich entbehren muß, weil ich ein armer, gelähmter Kranker bin! — Ich sehe ein, daß es Menschen gibt, die noch viel unglücklicher sind als ich. Aber du, auch du bist nicht so arm, wie du meinst! Du bist ja gesund und stark, und dir kann geholfen werden, wenn du nur willst! Möchtest du wirklich lieber arbeiten und ehrlich dein Brot erwerben als stehlen? Und ein anständiger Mensch werden?"

Es ging dem Burschen durch und durch. So hatte noch nie jemand zu ihm gesprochen! Er stammelte: „Ich wollte ja gerne — aber — die andern erlauben es nicht — —"

„Wenn es dir ernst ist," sprach der junge Baron, „so will ich armer Kranker dir dazu helfen. Mein Vater liebt mich, er wird tun, um was ich ihn bitte!" Und er streckte die feine blasse Hand dem Verwahrlosten entgegen. Der konnte nicht anders, er mußte, wenn auch zögernd, seine rauhe, unsaubere hineinlegen. „Mir ist — wenn Sie so zu mir reden — als würde ich ein anderer Mensch —" Und plötzlich stürzten ihm die Tränen aus den Augen: — „Ja, ja, ich will arbeiten — arbeiten und nie wieder stehlen!"

„Friedrich," sagte der junge Baron nach einer Weile, „nehmen Sie ihn mit in die Küche, geben Sie ihm zu essen! Und zu der Leutebescherung bringen Sie ihn mit in den Saal. Ich werde meinen Vater bitten, daß er ihm Arbeit und Unterkunft gibt, er braucht ja so viele Leute. Und er wird es tun, ich werde dann dabei sein."

Der alte Fritedrich versprach es ganz gerührt: „Sie sind ja der reine Weihnachtsengel, gnädiger Herr. Ich glaube auch, der Herr Baron werden es tun, wenn Sie ihn heute darum bitten!"

„Dessen bin ich gewiß!" rief der Gelähmte, und sein Antlitz strahlte. „Ist denn nicht heute Weihnacht? Da Gott einst seinen Sohn gesandt, der da spricht: „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben! — Weihnacht! — mir ist, als feierte ich sie zum ersten Male, als riefe sie mir zu: Wer seinen Menschenbrüdern helfen kann, der ist nicht elend, und müßte er gleich darben und leiden! — Spricht nicht die Weihnacht auch zu dir?"

Der Bursche nickte und erwiderte leise: „Ja, Weihnacht ruft auch mich. Es ist die erste, die ich habe im Leben. Und mir ist, als wenn sie zu mir sagte: „Ich will der Anfang sein zu einem Leben, wie es recht ist!"

„Amen!" schloß Friedrich und faßte ihn am Arme. „Komm', und danke es dem ewigen Gott, wenn es so wird!"

Das schönste Geschenk

Eine Weihnachtserzählung von Carl Fritz Illmer

Im Hause des Rechnungsrates Berthold Wangerthal strahlte schon der große Tannenbaum in seiner bekannten Kerzenpracht, und viele Geschenke barg der festlich geschmückte Tisch. Die kleine Wanduhr verkündete die siebente Abendstunde, und draußen läuteten die Glocken das heilige Weihnachtsfest ein. Ungeduldig plauderten die kleinen drei Kinder des Rechnungsrates in ihrem Spielzimmer und warteten mit großer Sehnsucht auf das Glockenzeichen des Weihnachtsmannes. In ihrer Kinderphantasie kramten sie schon zwischen all den herrlichen Sachen herum und zankten und stritten über das große Schaukelpferd, welches der gute Weihnachtsmann bringen sollte und sie ja auch auf den langen Wunschzettel geschrieben hatten.

Nur die kleine schwarze Marlies saß still und bescheiden in ihrem Sessel, las in dem vergilbten Gebetbuche und betete für die kranke Mutter, die ja nun bereits ein halbes Jahr im Sanatorium weilte, aber langsam der Genesung entgegensah. „Bald werde ich wieder bei Euch sein!" hatte sie vor acht Tagen in ihrem letzten Briefe geschrieben, und die kleine Marlies konnte nicht begreifen, daß Vati heute so fröhlich und ausgelassen sein konnte, wo doch die liebe Mutti nicht bei ihnen weilte. Wie war er doch früher immer so traurig, wenn Mutti nicht gleich einmal geschrieben hatte, und weinend hatte die kleine Marlies heute dem Heinz geklagt, daß Vati die Mutti wohl nicht mehr lieb habe! Und Mutti vielleicht nun gar nicht wiederkäme.

Der große Zeiger zeigte acht Uhr, als plötzlich die Glocke des Weihnachtsmannes ertönte und begeistert die Tür des Spielzimmers aufgerissen wurde. Jubelnd stürzten drei kleine, fiebernde Gestalten in das feierliche Zimmer des Weihnachtsmannes, und die hellen, leuchtenden Kinderaugen waren ganz trunken von allem Schauen. Und siehe, das große Schaukelpferd nickte den beiden Buben freundlich zu. Der Weihnachtsmann hatte es also nicht vergessen, und auch die Eisenbahn eilte brausend durch den dunklen Tunnel.

Auch die kleine Marlies hatte der Weihnachtsmann reichlich versorgt. Die sprechende Puppe, den Teddybären und wer weiß was noch alles für schöne Sachen der gute Weihnachtsmann dem braven Mädelchen gebracht hatte. Doch trotz all' der schönen Geschenke wollten die großen, dunklen Kinderaugen nicht lachen und schauten nur traurig zu Boden. Leise schmiegte sich der schwarze Lockenkopf an den freudig strahlenden Vater, und wehmütig fragten die blühenden Kinderlippen: „Vati, wann kommt Mutti wieder?" Bald, tröstete der Rechnungsrat und konnte dabei schwer das Lachen verbeißen, welches ihm beim Anblick der sich hinter dem Baum versteckt haltenden Gattin über sein Antlitz schlich.

Währenddessen trat Frau Rechnungsrat Wangerthal aus ihrem Versteck hervor, aus welchem auch sie die zehrende Ungeduld hervortrieb, und wie versteinert starrten sechs helle Kinderaugen auf die Hervortretende und jubelnd klang es auf einmal durch den trauten Raum: „Mutti! Liebe, gute Mutti!"

Zärtlich schmiegten sich drei glückliche Kinder an die wiedergegebene Mutter, welche segnend die weichen, milden Hände über sie ausbreitete, und mit lachenden Augen faßte die kleine Marlies die Hand des überglücklichen Vaters, und dankbar formte ein feiner Mädchenmund die liebenden Worte: „Sieh, Vati, das ist mein schönstes Geschenk! — Ich habe meine liebe Mutti wieder!" ... Freudentränen netzten die Wangen der Eltern, und leise klang es durch die feierliche Stille: „Stille Nacht, heilige Nacht!" ...



Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 108 | **24. Dezember 1932** | **6. Jahrgang**





Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau i. Sa.

3. Fortsetzung

Freddy hört dem Kriminalisten aufmerksam zu.

„Das Billett! Ach so! Gewiß, können Sie erfahren. Ich gab es einer guten Bekannten, Fräulein Eleonore d'Ancre."

Der Polizeiarzt kennt sich aus. Es ist eine bekannte Halbweltdame, der trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch große Erfolge nachgesagt werden.

„Warum interessiert sich die Polizei für die Karte?" fragt Freddy so nebenbei.

Dr. Weidel erklärt den Grund ganz offen.

„Jedenfalls ein seltsames Zusammentreffen, daß ausgerechnet diese Karte in die Hände Fräulein Hardenbergs kam."

„Es ist ja sehr leicht möglich, daß die Karte zu dem Mord in keiner Beziehung steht. Immerhin werden Sie verstehen, daß man der Spur nachgehen muß."

„Unbedingt Herr Doktor! Leider kann ich aber nicht mehr tun, als Ihnen sagen, wem ich das Billett gab."

„Ich danke Ihnen! Das genügt mir schon!"

Als Freddy allein war, grübelte er lange nach. Dann schüttelte er den Kopf.

Er konnte sich mit bestem Willen nicht vorstellen, was Eleonore mit der Sache zu tun haben sollte.

* * *

Dr. Weidel besucht Eleonore d'Ancre, die immer noch eine schöne und interessante Frau ist.

Sie läßt dem Kriminalisten den Fall vortragen. Unterbricht die Ausführungen nur hier und da mit dem Ausruf: „Sehr interessant, wirklich außerordentlich interessant!"

Als der Polizeiarzt schließt, antwortet sie: „Ich muß bedauern, daß ich Ihnen nicht behilflich sein kann. Ich habe die Karte verloren. Wahrscheinlich bei Wertheim. Gestern nachmittag habe ich dort Verschiedenes gekauft. Seltsam, seltsam, auf welchem Umwege gelangte sie in die Hände der kleinen, tapferen Fräuleins?"

Dr. Weidel zuckt die Achseln. Er unterhält sich noch eine kleine Weile mit der Dame, dann zieht er sich zurück.

Als er die Treppe hinuntergeht, kommt ein junges Mädchen in Schürze und Häubchen herauf und grüßt: „Tag, Herr Doktor!"

Dr. Weidel wird etwas verlegen, dann aber lacht er fröhlich.

Er erkennt das Mädchen. Sie war in einen Prozeß verwickelt, war beschuldigt, als Angestellte eines großen Etablissements Silber gestohlen zu haben, und er hatte der wahren Täter, der aus verschmähter Liebe der Angeschuldigten einen Streich spielen wollte, in dem Koch entdeckt.

„Fräulein Schulte . . . was machen Sie denn hier?"

„Ich bin Mädchen für alles bei Eleonore d'Ancre. Kommen Sie etwa von ihr?"

„Ja, aber dienstlich!"

„Oho . . . hat sie Konflikte mit der Polizei?"

„Nein, das nicht, ich habe nur um eine Auskunft gebeten. Wie gefällt es Ihnen überhaupt bei Fräulein d'Ancre?"

„Mir? Gar nicht! Zum Ersten gehe ich, das ist ja schlimmer wie . . .! Schweigen wir davon. Ich rücke zum 1. Oktober."

„Sagen Sie, Fräulein Schulte, wissen Sie zufällig, ob Ihr Gnädige gestern eine Karte für den Zirkus Hollerbek verschenkt hat?"

„Ja, hat sie! Dem Hotelpagen vom Excelsior, der ein Paket brachte."

„So, so! Sie hat mir erzählt, sie hätte die Karte verloren."

„Möglich, daß sie es vergessen hat. Sie ist manchmal nicht ganz klar im Kopfe!"

Dr. Weidel verabschiedet sich.

Gottlob, die Spur ging weiter.

* * *

Im Excelsior stellte der Polizeibeamte durch den Portier sehr rasch den Pagen fest. Der Page gab zu, daß er die Karte erhalten hatte. Er wurde bei seiner Aussage etwas rot und sah verlegen auf seinen Vorgesetzten.

„Was haben Sie mit der Karte getan, junger Mann?" fragt der Kriminalist freundlich.

„Die . . . die . . . habe ich verkauft . . . an Herrn van Holken!"

Der Kriminalist merkte es dem Portier an, daß ihm das Ganze höchst unangenehm war.

„Machen Sie sich keine Sorgen," beruhigte er ihn. „Sie wissen, wir arbeiten ganz diskret. Es ist auch möglich, daß es mit der Karte gar nichts auf sich hat. Also, Herr van Holken nahm die Karte an sich und bezahlte sie Ihnen?"

„Jawohl!" sagte der Page. „Und dann steckte er sie in ein

Kuvert, schrieb eine Adresse darauf, und ich mußte sie fortschaffen."

„Wohin haben Sie die Karte getragen?"

„Nach der Gastwirtschaft „Schwarzer Ritter" in der Schilkauer Straße. Dort mußte ich sie bei einem Herrn Hardenberg abgeben."

Dr Weidel zuckte zusammen.

Frohlocken war in ihm. Ein Weg zeigte sich. Er hatte nicht umsonst gesucht.

„War Herr Hardenberg anwesend?"

„Ja, er bedankte sich sehr. Trinkgeld hat er mir nicht gegeben."

„Es ist gut," sagte Dr. Weidel, „ich danke Ihnen!"

„Hardenberg . . . Hardenberg . . ." wiederholte der Portier. „Ich habe doch heute den Namen irgendwo in der Zeitung gelesen."

Stimmt Tom Hardenberg — eben der Mann, dem Ihr Page die Karte gab — ist gestern nacht ermordet worden."

„Allmächtiger! Ich sehe schon . . das gibt einen Skandal!"

„Herr Portier!" rief der Page dazwischen, „Herr van Holken ist doch heute morgen abgereist. Er hat sich doch eine Karte nach Amsterdam besorgen lassen."

„Schade!" seufzte der Kriminalist.

„Gott sei Dank!" echote der Portier.

* * *

Dr. Weidel erstattete auf dem Polizeipräsidium seinem Vorgesetzten, Polizeirat Radeke, Bericht über das Ergebnis seiner Nachforschungen.

Polizeirat Radeke reichte dem Oberinspektor die Hand. „Lieber Doktor, mein Kompliment! Jetzt fahren Sie nach Amsterdam! Sie bearbeiten den Fall weiter. Dieser Holken . . . das scheint mir sehr verdächtig."

„Sicher, Herr Rat. Nachweislich hat er gestern abend gegen sieben Uhr eine Taxe genommen und ist bis zum Wittenbergplatz gefahren. Der Wittenbergplatz liegt aber nicht weit von Hardenbergs Wohnung. Es ist also durchaus möglich, daß van Holken der Mörder ist."

„Auf die Beweggründe bin ich gespannt!"

„Ich auch! Ich fahre also noch heute?"

„Ich bitte darum!"

* * *

Zwei Tage später begrub man Tom Hardenberg.

Nur einige wenige Freunde und Bekannte gaben ihm das letzte Geleit, aber Herr von Hollerbek war mit seinem Sohn und einer großen Schar Artisten gekommen, um dem Mädchen seine Dankbarkeit und Anteilnahme zu zeigen.

Toni war ruhig und gefaßt.

Doch ihr war recht weh ums Herz. Sie fühlte: Da trägt man einen Menschen zu Grabe, der dir am nächsten stand, einen Menschen, der unersetzlich ist, und doch ist dir zumute als sei es ein heimatloser Fremder, den du begraben hilfst. Dein Mitleid ist nicht größer, dein Schmerz nicht tiefer, als wenn sie einem fremden Menschen gelten würden.

Diese Erkenntnis aber tat bitter weh.

Tiefe Dankbarkeit war in ihr, als sie die Menschen erkannte, die ihr bis vor wenigen Tagen gänzlich fremd waren, mit denen sie ein kleines Erlebnis zusammengeführt, und die trotzdem gekommen waren, um ihr den schweren Gang leichter zu machen.

Der Sarg wurde hinabgelassen.

Ein kleiner Chor sang ein einfaches Grablied. Dann fielen die ersten Schollen herab.

Ein Leben war beendet, nicht vollendet.

* * *

Toni Hardenberg stand Vater und Sohn gegenüber.

Sie sah in das gütige Gesicht des alten Herrn.

„Haben Sie Dank, Herr von Hollerbek!" Sie reichten sich die Hände.

„Armes Kind! Armes Kind! Wir verstehen, wie es Sie getroffen haben muß!"

Stumm schritten sie neben dem Mädchen her.

Vor dem Friedhof wartete Hollerbeks Privatwagen.

„Sie müssen uns erlauben, Sie heimzubringen!" sagte der alte Herr. „Wir müssen mit Ihnen reden!"

Toni nickte und stieg ein.

Als sie dann nach einer halben Stunde in dem einfachen kleinen Zimmer dem Mädchen gegenübersaßen, da begann der alte Herr:

„Fräulein Hardenberg, nicht der Zufall hat uns miteinander in Berührung gebracht. Nein, im Leben ist alles Bestimmung. Wir schulden Ihnen Dank und wir möchten den Dank abtragen, soweit uns das möglich ist!"

„Dank? Für das Wenige?"

„Das Wenige ist für uns sehr viel geworden. Das kleine Erlebnis bringt uns volle Häuser. Einer hat dem anderen von dem prächtigen Abend erzählt, und die Zehntausend haben andere Zehntausend neugierig gemacht, und alle kommen, weil sie im stillen hoffen, daß noch einmal eine solche Sensation sich ereignen könne."

„Ich freue mich, daß es Ihnen genützt hat."

„Erzählen Sie uns doch ein wenig von sich selber, Fräulein Hardenberg!"

Toni lächelte schmerzlich. „Von mir? Was soll ich sagen. Mein Leben ist so einfach, so nüchtern. Ich arbeite in einem Möbel-Abzahlungsgeschäft als Stenotypistin. Ich schreibe tagaus, tagein Mahnbriefe."

„Fürchterliche Tätigkeit!" warf Markolf ein.

„Ja. Freude macht sie nicht. Mir ist oft zumute, als wenn der Menschheit ganzer Jammer aus meinen Briefen hervorgrinse."

„Wollen Sie nicht diesen Posten aufgeben?"

„Das ist nicht so leicht, Herr von Hollerbek. Stellen sind sehr dünn gesät."

„Ich hätte eine Stellung für Sie, Fräulein Hardenberg."

„Sie?" lächelte Toni. „Im Löwenkäfig?"

Herr von Hollerbek verbeugte sich. „Auch das! Aber daran denke ich jetzt nicht. Ich brauche eine tüchtige Sekretärin! Wollen Sie mir das werden?"

Toni sah ihn überrascht an und antwortete nicht gleich.

„Es ist eine schöne, aber keine leichte Aufgabe," sprach der alte Herr weiter. „Aber ich meine . . . Sie hält doch kaum noch etwas in dieser Stadt. Das Schicksal nahm Ihnen Vater und Mutter und versagte Ihnen Geschwister. Kommen Sie mit uns. Wenn wir auch ein festes Heim nicht kennen, wenn es uns auch von Stadt zu Stadt, von Land zu Land treibt, heimatlos sind wir trotzdem nicht, und unser Beruf ist schwer, aber schön."

Toni nickte nachdenklich zu seinen Worten.

„Sie sollen sich nicht heute, nicht morgen entscheiden. Wir sind noch den ganzen Monat in Berlin. Wir warten auf Sie. Immer sind Sie uns willkommen!"

„Ich danke Ihnen, Herr von Hollerbek!" sprach Toni gerührt. „Sie meinen es gut mit mir. Vielleicht . . . wahrscheinlich werde ich kommen. Ich muß nur erst mit mir ins klare kommen."

Die Männer drückten ihr die Hand und gingen.

Toni aber begann Ordnung in den Räumen zu schaffen und einen Entschluß zu fassen.

Der Entschluß wurde ihr nicht schwer.

Sie wollte das Angebot annehmen, wollte damit ihrem Leben eine neue Wendung geben.

Nachdenklich betrachtete sie die Möbel. Alt, wenig wert. Für alles zusammen würde sie keine hundert Mark erlösen, das wußte sie, denn es war mehr oder weniger alles Feuerholz. Zur kleinsten Neuanschaffung hatte es nicht gelangt.

Ihre Ersparnisse betrugen genau neunundachtzig Mark. Sie entsann sich noch der Weihnachtsgratifikation, die sie erhalten hatte. Elf Mark hatte sie für das Weihnachtsfest ausgegeben, den Rest auf einer Sparkasse angelegt.

Diesen Monat konnte sie noch im Geschäft arbeiten, dann konnte sie noch ein paar unumgänglich notwendige Anschaffungen machen.

Also vom Ersten des kommenden Monats ab: Sekretärin bei Hollerbek! Das war ein Posten, um den sie alle ihre Kolleginnen beneiden würden, denn alles schwärmte für Markolf von Hollerbek.

Sie dachte an den schönen Mann und Freude erfüllte sie, daß sie ihn in Zukunft öfter sehen und sprechen konnte. Mehr wollte sie nicht.

Am Abend nahm sie noch einmal den Nachlaß des Vaters vor.

Sie studierte die Briefe, die begonnenen Manuskripte durch, aber sie fand nichts, das ihre Aufmerksamkeit irgendwie erregte.

Eins nach dem anderen verbrannte sie, denn die Polizei hatte die Schriften freigegeben.

Nur die alte Familienchronik der Hardenbergs, der zahlreiche Briefe beilagen, nahm sie an sich und verpackte sie gut.

(Fortsetzung folgt)

Der Ruf der Weihnacht

Erzählung von F. Gebhardt, Berlin

Es war still in dem weiten Gutshaus.

Die Glocken der kleinen Dorfkirche hatten eben aufgehört zu läuten, und der Ton der Orgel drang nicht bis zu dem Gemach, durch dessen Fenster heller Lichtschein in die Abenddämmerung flutete. Das Licht kam von einem geschmückten Christbaum, der im Glanz von elektrischen Kerzen erstrahlte. Ihr Schein fiel hell auf ein unter dem Baum lehnendes Bild von der „Heiligen Nacht". Aber auch auf die schmale Jünglingsgestalt, die dem Baum gegenüber, in Decken gehüllt und durch Kissen gestützt, in dem tiefen Sessel ruhte.

Aus einem blassen Gesicht blickten zwei große schwermütige Augen voll sichtlicher Ergriffenheit auf das Weihnachtsbild, und leise summten die Lippen das schöne Lied: „Schlaf wohl, du Himmelsknabe" vor sich hin. Beim Schluß der ersten Strophe aber brach der Sänger ab, legte das Buch, das er gehalten, auf den Schoß und strich sich müde über die Stirne. Sein Antlitz wurde noch schwermütiger, und mechanisch summte er weiter: „So schlummert in der Mutter Schoß noch manches Kindlein ein. Doch wird das arme Kindlein groß, so hat es Angst und Pein — — —".

Ich hielt er inne, schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte leise: „Angst und Pein! O Gott, hilf mir's tragen mit Geduld! Es ist so schwer, — und ich bin so jung! — Ach, einmal auch können, wie die andern gesund sein dürfen — und frei! Nicht immer an den Stuhl gefesselt — lebendig begraben!"

Die Hände sanken nieder. Er seufzte: „Ich bin so müde! Könnt' ich schlafen — und nie mehr erwachen!"

Ein Laut ließ ihn den Kopf wenden. Die Tür zu seiner Linken war leise geöffnet worden; Friedrich, der alte, vertraute Diener, blickte herein und trat nun respektvoll näher: „O, der junge gnädige Herr sind munter? Ich glaubte, Sie schlummerten ein wenig. Haben der gnädige Herr Befehle?"

„Ist meine Mutter zu Hause?"

„Die gnädige Frau Baronin sind in der Kirche zur Christmette."

„Und mein Gesellschafter?"

„Der Herr Kandidat haben die Frau Baronin auf deren Wunsch begleitet."

„Mein Vater? — Ach so, der ist noch beim Landrat zu einer Besprechung?"

„Sehr wohl. Aber die Herrschaften werden in einer Stunde zurück sein und haben das Abendessen im kleinen Saal befohlen. Der junge gnädige Herr werden doch teilnehmen? Es ist doch Weihnachtsabend!"

Der junge Baron lächelte bitter: „Ach so, und hinterher die Bescherung für die Leute! Da soll ich mich zur Schau stellen in diesem jämmerlichen Zustand? Daß sie mich alle bemitleiden? Nein, lassen Sie mich lieber hier und allein!"

Der alte Diener suchte zu trösten: „Der junge Herr haben es doch besser als viele!"

„Besser?" lachte jener schneidend. „Alle, alle haben es besser als ich!" Er lehnte, abbrechend, sich müde zurück: „Vielen Dank, Friedrich . . . Mir ist wohler, wenn ich allein bin. Und ich möchte jetzt wirklich noch ein wenig schlummern. Wenn die Meinen zurück sind, wecken Sie mich!"

„Wie der Herr Baron befehlen! Dann darf ich wohl die Briefe lesen, die ich von Verwandten zur Weihnacht bekommen habe? Wenn der Herr Baron etwas wünschen, so läuten Sie wohl?"

Der Diener hatte sich entfernt, der junge Baron aber drückte auf den elektrischen Knopf, der sich dicht neben seinem Stuhle befand. Die Baumkerzen erloschen . . . Es war dämmerig im Gemach . . . Nur Sternenschein und der Abglanz des Schnees, der draußen die Felder deckte, warfen etwas Licht durch die Fenster und die breite Balkontür. Der Leidende schloß die Augen, und bald kündeten regelmäßige Atemzüge, daß er wirklich eingeschlummert war . . .

Eine Weile war vergangen, als hinter den Scheiben der Balkontür von außen die Umrisse einer menschlichen Gestalt sichtbar wurden.

Ein Gesicht drückte sich gegen das Glas und spähte herein.

Eine fremde Hand tastete und drückte vorsichtig die Klinke nieder. Sie gab zum Erstaunen des Eindringlings nach. Die Tür öffnete sich geräuschlos und ließ jenen ein, der sie ebenso geräuschlos wieder hinter sich schloß. — — —

Wie die Reichen doch dumm sind! dachte der verwahrlost aussehende Mensch, lassen die Türen offen, als ob es dann noch eine Kunst wäre, über den Balkon ins Haus zu kommen!

Hier war vorhin Licht; ein Christbaum brannte. Da wird schon noch was zu finden sein, was unsereins brauchen kann. Und wenn's was zum Essen wäre!

Vorsichtig schlich er weiter, bis zum Baum, und — erschrak. Da war ja jemand! Aber, das beruhigte ihn, er schlief — sehr fest, er merkte es gar nicht, daß ein Einbrecher sich über ihn beugte.

An der Hand des Schläfers glänzte ein breiter Goldring. Wenn man den kriegen könnte! — — —

Der Dieb lauschte, faßte dann vorsichtig die Hand des Schläfers, streifte vorsichtig den Ring ab und ließ diesen in seine Tasche gleiten.

Nun schlich er weiter und nahm einige Gegenstände vom Tische. Bald würde er genug haben und sich aus dem Staube machen können, so, wie er gekommen war! —

Der Schläfer aber mußte doch etwas gespürt haben. Plötzlich erwachend richtete er sich auf, berührte den Schalter, sah im aufflammenden Lichtschein den fremden Burschen, schrie auf: „Wie kommt der Mensch hier herein?!" und setzte im gleichen Augenblick die Glocke in Bewegung.

Der Dieb aber war noch erschrockener als jener. Der zuletzt erfaßte Gegenstand entfiel ihm, und er nahm sich nicht Zeit, bis zum Balkon und darüber weg zu fliehen, sondern wollte zur nächsten Türe hinaus.

Da lief er geradeswegs in Friedrichs Arme, der auf das Läuten herbeieilte. Der hielt nun den Flüchtling fest, laut rufend: „Diebe, Diebe! Wie kommt das Bürschchen hier herein? Warte, du elender Spitzbube!"

Der Dieb, in der Tat ein erst halbwüchsiger Bursche, wehrte sich gegen die kräftigen Fäuste und stammelte: „Ich bin kein Spitzbube — ich — ich wollte bloß — —"

„Mein Ring!" rief in diesem Augenblick der junge Baron. „Er hat mir den Ring vom Finger gezogen, mein Andenken an Großmutter! O, der schlechte Mensch!"

Der jugendliche Dieb, der sah, daß Leugnen nichts half, wurde trotzig. „Ja, der schlechte Mensch!" höhnte er. „So heißt es gleich, wenn wir Armen was suchen, um den Hunger zu stillen! Aber wir sind nicht schlechter als ihr Reichen. Wir haben es nur schlechter!"

„Er hat Hunger?" fragte der junge Herr, halb erstaunt, halb mitleidig. „Friedrich, geben Sie ihm etwas zu essen und nehmen Sie ihm den Ring fort. Wenn der nicht ein Andenken wäre, könnte er ihn behalten. Was liegt mir am Golde!"

Der Bursche zog den Ring heraus und warf ihn auf den Tisch: „Da ist er! Und nun lassen Sie mich los!"

„Oho, mein Bürschlein," lachte Friedrich. „Loslassen gibt es nicht! Wollen der Herr Baron nicht noch einmal läuten; derweil ich den hier festhalte? Damit noch jemand von der Dienerschaft kommt, um die Polizei zu rufen."

„Nicht die Polizei!" jammerte der Gefangene. „Ich wollte ja doch bloß — die Mutter hat nichts zu essen —"

Die Stimme des jungen Barons klang herrisch und strafend: „Warum arbeitest du nicht? Du hast doch zwei starke Arme, zwei Füße, die dich tragen! O, ich wollte, ich wäre wie du — arm — aber mit gesunden Gliedern!"

Der junge Spitzbube starrte, im Innersten betroffen, den so heiß beneideten Reichen an, dessen Stimme so verzweiflungsvoll klang. Dann aber stieß er höhnisch hervor: „Arbeiten? An mir liegt es nicht, daß ich keine Arbeit kriege! Meines Vaters Sohn nimmt kein Mensch auf, mir traut keiner eine Arbeit an. Da bleibt für unsereins nichts als Betteln oder Stehlen!"

„Aha," rief Friedrich, „jetzt kenne ich das Bürschlein! Das ist ja einer von den Wicherts, dem Brand-